

(Nachdruck verboten.)

667

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Pelles Vorschlag wurde angenommen, und er ging gleich hinaus nach Westerbrücke zu dem Vorsitzenden des Vereins der Abfuhrleute. Der war gerade aufgestanden und saß bei seinem Mittagessen. Er war ein kleiner gemütlicher Mann, der immer einen Schelm im Auge hatte; er war aus der Köhler Gegend. Pelle hatte ihm seinerzeit geholfen, die Organisation in Gang zu setzen und wußte, daß er mit ihm und seinen Leuten rechnen konnte.

„Weißt Du wohl noch, daß ich Euch einmal gezeigt habe, daß Ihr die wichtigsten Arbeiter in der Stadt seid, das Hansen?“ fragte er.

Der Vorsitzende nickte. „Ja, man müßte ja ein reines Rindvieh sein, wenn man das vergessen könnte! Nie, solange ich lebe, werde ich die Wirkung vergessen, die Deine Worte auf uns verachtete Abfuhrleute gehabt haben! Du warst es ja, der uns den Glauben an uns selbst schenkte und uns eine Organisation gab! Und selbst wenn wir nicht gerade die allerwichtigsten Arbeiter sind, so —“

Das Hansen sah da und starrte grübelnd in die Kampe hinein, während er laute. „Wir stehen ja in einer Art kontraktlichem Verhältnis zu der Stadt,“ sagte er endlich langsam. „Sie können uns dafür strafen und uns zwingen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Aber wenn Du es durchaus willst, so tun wir es natürlich. Darüber herrscht nur eine Ansicht unter den Kameraden! Was Du dann dadurch erreichst, mußt Du ja selbst am besten wissen.“

„Danke!“ sagte Pelle und reichte ihm die Hand. „Das ist also abgemacht, es fährt kein Wagen mehr aus. Die Straßengelehrer müssen wir auch zur Arbeitseinstellung bringen!“

„Dann schieben die Fuhrleute andere Arbeiter ein, zu der Arbeit finden sich genug Hände.“

„Das werden sie nicht tun, denn dann legen wir ihnen das Handwerk!“

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte, das wird eine eklige Sache für die Feinen werden! Den armen Leuten kann es ja einerlei sein, denn die haben ja nichts zu essen. — Aber wenn nun das Militär dazu abkommandiert wird!“

Es blühte in Pelles Antlitz auf: „Hör mal, Kamerad! Wenn Ihr nun die Arbeit niederlegt, so liefert Ihr ja sofort alle Schlüssel ab, damit die Obrigkeit Euch nicht fassen kann, steckt die dann alle in Säcke und schüttelt sie gut durcheinander.“

Das Hansen brach in ein schallendes Gelächter aus. „Das wird ja eine verteuflerte Komödie!“ stöhnte er und schlug sich auf die Schenkel. „Dann müssen sie zu uns kommen, denn kein anderer kann die Geschichte so schnell auseinander finden! Ich will die Schlüssel selbst hinfahren und mich da oben noch so unschuldig anstellen!“

Pelle dankte ihm noch einmal. „Ihr rettet das Ganze,“ sagte er still. „Es ist das Brot und das Zukunftsglück von vielen Tausenden, das Ihr jetzt in Euren Händen haltet!“ Er lächelte hell und verabschiedete sich. Sobald er allein war, erblaßte sein Lächeln und machte einem Ausdruck von Lodemüdigkeit Platz.

Pelle ging auf den Straßen umher, hierhin und dorthin schlendernd. Jetzt war alles geordnet. Es gab nichts mehr, wofür man sich ins Zeug legen mußte. Zuvörderst in ihm war alles zusammengebrochen, da waren nicht einmal mehr Kräfte zu einem Versuch, was er mit sich selbst anfangen sollte. Er ging und ging, kam in die Hauptstraße und bog wieder in die Seitenstraßen ein. In einem Materialladen stand Karl lächelnd und adrett hinter dem Ladentisch und expedierte einige Kunden. „Du solltest eigentlich hineingehen und Dich erkundigen, wie es ihm geht,“ dachte er, schlenderte aber weiter. Auf einmal blieb er vor einer Mietkajerne stehen und sah unwillkürlich auf. Hier hatte er ja gerade ausgerichtet, was er wollte. Hier wohnte ja der Vorsitzende der Abfuhrleute. Nein, jetzt war die Tagesarbeit getan, nun wollte er nach Hause zu Ellen und den Kindern!

Nach Hause? Er hatte ja keine Häuslichkeit mehr, er war verlassen und einsam! Und doch ging er hinüber nach Norderbrücke; welchen Weg er eingeschlagen hatte, wußte er nicht, aber er fand sich selbst vor der Tür stehen und auf den kleinen verrosteten Briefkasten starren. Da drinnen ertönten jammernde Laute, er hörte Ellen dort hin und her gehen; sie bereitete alles für die Nacht vor. Dann ging er hinab, eilte fort und atmete erst wieder auf, als er um die Straßenecke gebogen war.

Er bog wieder und wieder um, von einer Seitenstraße in die andere hinein. Drinnen in seinem Kopf ging es wunderbar um; bei jedem Schritt knickte es ein. Blöcklich war es ihm, als ertönten bekannte, hastige Schritte hinter ihm — Ellen. Er wandte sich um; da war niemand. Nun, dann war es also eine Einbildung! Aber die Schritte waren wieder da, sobald er ging. Es war etwas in diesen Schritten, als wollten sie ihm etwas sagen, ein Wille, als wollten sie ihn an sich heranziehen, spürte er deutlich in ihnen. Er blieb mit einem Ruck stehen — da war niemand, und es kam auch niemand aus der Dunkelheit der Seitenstraße.

Daß denn dieses sonderbare Gehen nicht in ihm selber? Pelle fühlte das Unbegreifliche und bekam Herzklopfen, die entsetzliche Müdigkeit machte ihn wehrlos. Und Ellen — was hatte sie nur? Dies vorwurfsvolle Jammern, das in seinen Ohren klang! Verstehen — was sollte er nur verstehen? Sie hatte es aus Liebe getan, sagte sie. Ach was — weg damit! Er war zu müde, um ihr Vergehen auch noch zu verteidigen.

Aber was war das nur für ein Wandern? Nun fielen die Schritte mit den feinen zusammen, sie hatten einen doppelten Laut. Und wenn er dachte, sprach ein anderes Wesen mit darein — aus der innersten Tiefe. Es lag dasselbe Hartnäckige darüber wie über Mortens Einfluß: eine Ansicht, die sich überall Bahn brach, selbst wenn sie zum Schweigen gebracht wurde. Was wollte dies alles von ihm, hatte er nicht treu genug gearbeitet? War er nicht Pelle, der den großen Kampf durchgeführt hatte, zu dem alle aufstehen? Aber es lag keine Freude darin, der Takt von den Schritten der fünfzigtausend Kameraden hallte nicht in seinen Schritten wider. Man hatte ihn im Stich gelassen, hatte ihn allein gelassen mit diesem verdammten Etwas hier in den öden Straßen, die Einsamkeit lag über ihm! Du bist wohl vor dir selbst hange geworden, dachte er mit einem bitteren Lächeln.

Aber Pelle wollte nicht allein sein und läuschte stark um sich. Alles, was er besessen hatte, war dahin, der Kampf hatte es verschlungen. Da war doch eine Gemeinschaft, so trübselig sie auch war, zwischen ihm und dem Elend um ihn her. Was hatte er sich da zu beklagen?

Entsetzlich lag die Stadt der Armen um ihn herum, verheert vom Kampf und der Arbeitslosigkeit, durch Weinen und Nachtkälte und Not! Drinnen aus den Hinterhöfen drang das Weinen der Kinder; sie weinten um Brot, das wußte er; betrunkene Männer schwankten um die Ecken, und in den Hinterstuben und auf den Höfen ertönte das Schreien von Frauen. Ach, dies war ja die Hölle! Gott Lob! daß der Sieg nahe war.

Jrgendwo hörte er deutliche Stimmen: Kinder, die weinten, und eine Frau, die im Zimmer hin und her ging, sie beschwichtigend und das Kleinste, das sie wohl auf dem Arme hatte, in den Schlaf lullend. Es klang so deutlich zu ihm herab, er sah hinauf. Da waren keine Fenster in der Wohnung. Die sollen wohl durch Zug hinausgetrieben werden, dachte er empört und lief die Treppe hinauf; er war gewöhnt, für die Unglücklichen einzuspringen.

In der Wohnung ging eine Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm auf und nieder. Der Lichtschein aus der Stadt beleuchtete sie halb; den Kopf hatte sie über den Kopf geschlagen, um auch das Kind zu bedecken, unten war sie nackend. Da war keine Spur von Hausrat. Die Kinder lagen in einer Ecke, mit den Ueberresten ihrer Kleider zugedeckt.

„Der Wirt hat Türen und Fenster herausgenommen; er wollte uns auf die Straße setzen, aber wir gehen nicht, denn wo sollen wir wohl hin? Da will er uns durch Zug vertreiben, so wie die Wanzen! Meinen Mann haben sie in den Tod gejagt!“

Blöcklich erkannte sie Pelle. „Ach, Du bist es, Du verfluchter Teufel!“ schrie sie. „Du selbst hast ja damit an-

gefangen, ihn zu hegen! Weißt Du wohl noch, wie er aus der Flasche trank? Früher hatte er sich immer so ordentlich gehalten. Du hast ja auch gesehen, daß wir aus der St. Hans-Straße herausgeschmissen wurden, die Bewohner verdrängten uns. Hast Du das nicht gesehen? Ach, Ihr Henkersknechte! Ueberall habt Ihr ihn verfolgt, ihn wie ein Tier gebeht, auf ihn gestickt und ihn zu Tode gequält! Wenn er in eine Wirtschaft hinunter ging, dann standen die anderen sofort auf, und der Wirt mußte ihn bitten, zu verschwinden. Aber er hatte mehr Ehrgefühl als Ihr! Ich bin mit Rest behaftet, sagte er, und eines Morgens hatte er sich aufgehängt. Ach, wenn ich doch den lieben Gott bitten könnte, daß er Dich treffen möchte!" Sie hatte keine Tränen, ihre Stimme war trocken und heiser.

"Das brauchst Du nicht mehr zu tun," sagte Belle bitter. — "Er hat mich getroffen! Aber Deinem Mann habe ich nichts Böses gewollt; die beiden Male, wo ich ihn traf, wollte ich ihm helfen. Wir müssen ja zum Besten aller leiden, und mein eigenes Glück ist auch in Scherben gegangen. "Er brach plötzlich in linderndes Weinen aus.

"Das sollten sie nur sehen die Arbeiter, daß Belle weint; dann würden sie wohl nicht Gurra rufen, wenn er kommt!" rief sie höhniisch aus.

"Ich habe noch zehn Kronen, willst Du sie haben?" sagte Belle und reichte ihr das Geld.

Sie nahm es zögernd.

"Das solltest Du wohl für Frau und Kinder gebrauchen, das ist ja Deine Unterstützung aus der Kasse!"

"Ich habe keine Frau und Kinder mehr. Nimm es nur!"

"Großer Gott! Ist Deine Häuslichkeit auch dabei draufgegangen! Konnte Belle es nicht einmal zusammenhalten? Ja, ja, es ist ja nur natürlich, daß der, der daß, auch erntet!"

Belle ging seiner Wege, ohne zu antworten. Das ungerechte Urteil dieser Frau betrückte ihn mehr, als ihn der Beifall der Tausende erfreut hatte. Aber es rüttelte ihn auch zu starkem Protest auf. Da, wo sie schlug, konnte er nicht getroffen werden; er hatte nicht seine eigenen kleinen Angelegenheiten gepflegt, sondern ehrlich und redlich der großen Sache gedient und sie zum Siege geführt. Die Gefallenen und Verwundeten hatten kein Recht, ihn anzufügen. Er hatte mehr verloren als irgendein anderer, alles hatte er verloren!

Mit kummerbelastetem Gemüt, aber wunderbar ruhig, ging er nach der Norderbrücke und mietete sich in einem billigen Logishaus ein.

(Fortsetzung folgt.)

# Gift.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Han.

Die Angeklagte war ein Mädchen von sechzehn Jahren; ein auffallend gutgewachsenes Geschöpf, mit voller Brust und starken Hüften, das selbst in der schlechtesten Gefängnisleidung den allerbesten Eindruck machte. Ihr Gesicht, obwohl vertveint und schmerzverzogen, hatte den sanften Zauber der Hingebung, die blauen Augen blickten stehend zu den Richtern hin, für deren Objektivität man fürchten mußte, dem Reiz dieses ein wenig vollen, sinnlichen Gesichtes gegenüber.

Auguste Walzer, die in der Anklagebank stand, drückte mit den beiden kräftigen Händen die Röckchen an den Schläfen fest und öffnete den Mund, diesen purpurroten, lebensvollen Mund, dem man seinen Schmerz nicht glauben mochte. Aber sie sprach nicht.

Der noch junge Vorsitzende strich mit der schlanen, für einen Mann eigentlich zu schmalen Hand über den dunkelblonden Schnurrbart; sein vornehmes Gesicht wollte unbewegt aussehen; aber die ein wenig blasierete Stimme konnte den weichen Klang nicht verleugnen, als er sagte:

"Nun, etwas müssen Sie uns doch darüber sagen, Angeklagte! . . . Sie geben selbst zu, die Sublimatpastillen besessen zu haben, freilich nicht die Baldriantropfen, in denen Sie das Gift aufgelöst haben, um es der Getöteten leichter beibringen zu können. Diese Tropfen kann man aber jederzeit in einer Apotheke kaufen. Wie sind Sie denn zu den Sublimatpastillen gekommen?"

"Ich habe bei Herrn Mannhuber gekauft, und der hatte . . ." sie stockte schon wieder.

Der Vorsitzende nickte.

"Jawohl, der hatte ein Drogengeschäft, das wissen wir. Die Anklage nimmt nun an, daß Sie aus dem Laden des Drogisten, dessen Kinder Sie ja bis in die letzte Zeit noch besucht haben und wo Sie jedenfalls auch gut Bescheid wußten, das Gift entwendet

haben, zu dem Zwecke, Frau Schwarz, von der Sie sich schlecht behandelt glaubten, aus der Welt zu schaffen?"

Das Mädchen, offenbar wenig redegewandt, machte nur eine verneinende Bewegung.

"Wenn dem nicht so ist, so müssen Sie uns doch jedenfalls eine Erklärung geben! . . . Wir lassen Ihnen ja Zeit! Vielleicht ist Ihnen das alles nicht mehr so im Gedächtnis. . . . Denken Sie doch nach! . . . Hat Ihnen jemand das Gift gegeben oder haben Sie es sich genommen?"

Auguste schüttelte ihren leichten, blonden Kopf.

"Sie haben es nicht genommen?" sagte der Präsident, dessen Geduld man bewundern mußte und der es so in der Tat fertig bekam, das Mädchen zum Reden zu bringen. Sie holte erst noch einmal tief Atem.

"Nein, Herr . . . nein . . ." sie wurde sehr rot, „der vorige Gehilfe, der hat's mir gegeben!"

"Aha!" Der Richter lächelte liebenswürdig. „Das haben Sie bei den Verhörern auch schon gesagt. . . . Sie hatten also ein Verhältnis mit ihm?"

Das bis in die Stirn gerötete Gesicht senkte sich immer tiefer, man sah nur die blanke, blonde Haarfülle, auf welche durch die hohen Saalfenster ein Strahl der Nachmittagssonne fiel.

"Wollte er Sie denn heiraten?" fragte der Vorsitzende, in dem angesichts des prächtigen Geschöpfes der Mann lebendig wurde und vielleicht, wenn auch nur unbewußt, der Reiz auf den sozial Tiefstehenden, der skrupellos genommen hatte, was sich ihm bot.

Die Schöne sagte nichts.

"Da wollten Sie dem wohl auch schon ans Leben?"

In dem Gesicht des Mädchens, dessen Farben die Gefängnisluft nicht hatte bleichen können, kam ein Lachen auf.

"Ich hab'n doch lieb gehabt!" sagte sie einfach.

Dieser Richter hatte ein feines Gefühl. Schon in den regelmäßigen Zügen der Angeklagten hatte sein Kriminalinstinkt nicht eine einzige von jenen Spuren finden können, die die grausame Idee des Giftmordes in das Gesicht des Verbrechers gräbt. . . . Ihre Stimme war klar und in den wenigen Worten, die sie hören ließ, klang die Kraft der Ueberzeugung. „Aber," dachte der, der hier mit ein paar anderen über ein Menschenleben richten sollte, „man lernt nie aus . . . und in einem Weibe kennt die Verstellung keine Grenzen!"

Und so wurde der Ausdruck, mit dem der Mann mit dem schwarzen Barett jetzt die Angeklagte maß, süffisanter, mißtrauischer, ja feindseliger.

"Sie haben sich nun sehr geschickt von den drei Gehilfen, die bei Herrn Mannhuber angestellt waren, gerade den herausgesucht, den wir absolut nicht auffinden können. Er meldet sich auch nicht, obwohl ihm für ein Delikt, das er begangen, Straflosigkeit zugesichert worden ist!"

"Er hat ja auch nicht jeztöhlen," sagte das Mädchen.

"So? . . . Sie wissen das? . . . Nun, das interessiert uns hier nicht. Tatsache ist, daß der einzige Mensch, der Sie entlasten könnte, nicht aufzufinden ist. . . . Wenn ich nun frage, wozu Sie sich das Sublimat haben schenken lassen," die Stimme des Fragen- den klang jetzt härter, sein Gesicht hatte die Nachgiebigkeit verloren, — „so werden Sie uns wohl abermals eins Ihrer Märchen aufbinden?"

Das Mädchen strafte den Mann durch sein Schweigen Lügen.

"Also wozu wollten Sie das Gift? . . . Am Ende sich selbst das Leben nehmen, wenn Ihnen Ihr Liebster mal untreu wurde?"

"Ja," sagte Auguste.

Jemand im Zuschauerraum lachte. Die Angeklagte wandte den Kopf und sah starr dorthin, woher das Lachen kam.

"Die Zeugen haben nun in der Voruntersuchung ausgesagt," fuhr der Richter fort, „daß Sie vom ersten Tage an mit der Frau Schwarz im Streit gewesen sind."

Auguste schüttelte den Kopf.

"Das wollen Sie also in Abrede stellen?"

"Nein . . . ich . . . ich . . . ich nicht . . . Sie hat immer geschimpft . . . aber es war gar nicht so schlimm . . . bloß sie konnte nicht anders. . . . wenn man tat, was sie wollte, dann . . . ich habe mir ja solche Mühe gegeben . . . und sie hat gesagt, 'ne bessere hätt' sie noch gar nicht gehabt!"

Jetzt lachten mehrere Leute dort drüben, wo hinter der Zeugenbank eine dichtgedrängte Menge von dunklen Figuren wie ein riesiges Antier herüberstarrte auf ein Todesurteil wartend. Der Vorsitzende verbat sich jede Aeußerung. Als er wieder auf die Angeklagte blickte, weinte Auguste.

"Daran hätten Sie früher denken sollen," sagte er nun wieder milderen Tones, „eh! Sie sich zu so einer schrecklichen Tat entschlossen."

"Ich war's doch aber nicht!" Zum erstenmal fuhr sie auf, klang ihre Stimme trotzig, „ich hab' sie ja nicht verjisset, die Frau!"

Das war dem Vorsitzenden lieb. Er konnte jetzt scharf und energisch werden. Seine Stimme klang wie Stahl, als er sagte:

"Gut. Wir werden die Zeugen hören! Der Zeuge Schwarz!"

Ein Mann erhob sich von der Zeugenbank, unter Mittelgröße, stark, etwa vierzig Jahre alt.

"Kommen Sie hierher! . . . so . . . und sprechen Sie mir nach:

Ich schwöre . . . bei Gott dem Allmächtigen . . ."

Die Zuschauer sahen den auffällig langen Arm, den der, die Eidesformel sag für sag Nachsprechende mit zwei emporgeredten Fingern hoch in die Luft hielt; sie sahen auch die großen Ohren

an dem mit grauem, kurzgeschnittenem Haar bedeckten Kopf des Zeugen, die sich beim Sprechen ein wenig bewegten. Der Mann sprach mit leiser, kaum hörbarer Stimme, so daß der Vorsitzende, der auf die Trauer des Schwarzgeleideten Rücksicht nahm, ihn freundlich ermahnte, etwas deutlicher zu sein.

„Hatten Sie Verdacht auf das Mädchen, Herr Schwarz?“  
„Verdacht? . . . Nein. Das heißt, wie der Herr Kriminalbeamte das Gift fand, da natürlich!“

„Und Sie haben gehört, daß die Angestellte Ihrer Frau gegenüber schwere Drohungen ausgestoßen hat?“

In diesem Augenblick warf das in der Anklagebank stehende Mädchen den Kopf auf, wie ein Tier, das die Gefahr wittert. — Der Zeuge antwortete sehr leise.

„Lauter!“ sagte der Richter, „die Herren Geschworenen wollen uns auch verstehen! . . . Sie haben also gehört, wie die Angestellte sagte: „Das trank ich Ihnen ein, Frau Schwarz! Sie sollen an mich denken!“ und „Ihnen wird Ihr Kaffee bald nicht mehr so gut schmecken — nicht wahr? . . . so steht's wenigstens hier in den Akten!“

Die Angestellte hatte sich, die Hände auf die braune Holzbank gestützt, etwas vorgebeugt. Ein ungläubig hilfloser Ausdruck lag auf ihrem geröteten Gesicht, sie lauschte.

Der Zeuge hatte zu Anfang seiner Aussage rasch nach ihr hingesehen, jetzt sprach er fließend mit gedämpfter Stimme. Er erzählte, wie ihm die ja meistens nur stumme Gegnerschaft des Mädchens schon immer Angst gemacht hätte. Aber er habe ihren Drohungen kein so großes Gewicht beigelegt. Seine Frau sei auch oft schlechter Laune und jähzornig gewesen. . . .

„Sie widersprechen sich da in etwas,“ meinte der Präsident, „einmal sagen Sie, Sie hätten schon immer für Ihre Frau gefürchtet, und dann wieder, Sie hätten den Drohungen der Angeklagten kein Gewicht beigelegt, wie ist das nun? . . . Die Äußerungen haben sie jedenfalls doch bestimmt gehört?“

„Ja,“ sagte der Zeuge, „das Mädchen hat meine Frau bedroht!“  
„Nun, wir werden ja auch noch eine andere Zeugin darüber hören, die unverschämte Neumann, die befunden wird, die Angeklagte habe gesagt: man müßte der Alten Rattengift in den Kaffee machen!“

„Das hat er gesagt!“  
Die Äußerung aus dem Munde des blonden Mädchens kam so plötzlich, daß alles auf sie hinblickte.

„Wer?“ fragte der Präsident. „Der Herr Zeuge?“  
„Ja!“ schrie die Angestellte. „Der da!“

Ihr Gesicht erlitt bei diesem Ausruf eine furchtbare Veränderung. Die dunkelrote Farbe hatte einer Leichenblässe Platz gemacht; Auguste schwankte und stürzte mit dumpfem Gepolter in die Anklagebank.

Der neben ihr sitzende Schuhmann sprang zu. Die sachverständigen Ärzte näherten sich und konstatierten eine tiefe Ohnmacht. Man trug die Ohnmächtige ins Beratungszimmer.

„Darf ich vielleicht jetzt geh'n?“ fragte der Zeuge Schwarz mit scheuem Umlid, „ich fühle mich so angegriffen.“

„Sie müssen bleiben!“ erwiderte der Vorsitzende mit kaltem Blick auf das fahle, schweißbedeckte Gesicht des kleinen, dickbäuchigen Mannes.

Bald darauf trat einer der Ärzte wieder in den Saal und redete, von hinten an den Vorsitzenden herantretend, leise mit ihm. Die Geschworenen reckten die Hälse, der Zeuge stand noch immer dicht vor dem grünen Tisch. Er atmete schwer.

Der Richter fixierte ihn einige Sekunden lang mit trauer Stirn und zusammengekniffenen Lippen.

„Mir wird soeben gesagt, daß die Angestellte schwanger ist und daß Sie sie als den Vater angibt. Stimmt das, Zeuge?“

Der kleine dicke Mensch antwortete nicht, er zitterte nur.

„Und nun will ich Ihnen etwas sagen!“ Der Vorsitzende stand plötzlich auf und richtete sich zu seiner vollen, stattlichen Höhe empor. „Nicht das arme Mädchen dadrin, Sie selbst haben den Mord an Ihrer Frau begangen! Sie sind der Mörder!“

„Nein! nein!“ heulte Schwarz. „Ich . . . ich . . . es ist nicht wahr! . . . Die Lüge! . . . Die Lüge! . . . Das ist alles nicht wahr!“

Aber der Vorsitzende, hoch aufgerichtet und mit starker Stimme, ließ den sich Windenden gar nicht zur Besinnung kommen.

„Ich will Ihnen sagen, wie das war: Sie haben dem Mädchen heimlich das Giftbüchchen, das sie von ihrem Liebsten hatte, aus dem Korb genommen und die Baldriantropfen damit präpariert! Die Tropfen hat die Auguste Balz dann ahnungslos Ihrer Frau gegeben! Sie aber, der das Mädchen erst in Schande und Unehre gebracht hat, Sie haben sich durch diesen unerhörten Schurkenstreich von der Frau und von dem Mädchen zugleich befreien wollen! Das ist ein so grauenvolles Verbrechen, daß Sie nichts tun können, als Ihre Seele Gott beschulen, und sich von dieser zählbaren Last durch ein offenes Geständnis erleichtern!“

Bis dahin hatte der dicke Mann mit irrem Entsetzen in den Augen zu dem Richter aufgeblickt. Jetzt war's, als risse ihn eine unsichtbare Hand plötzlich an der Schulter herum, er stürzte vorwärts, nach der Saaltür zu.

„Halt! Schuhmann! fesseln Sie diesen Menschen!“

Und während der laut Heulende und Schreiende mit Handschellen geschlossen und abgeführt wurde, trat, von den Ärzten geführt, das blonde Mädchen wieder herein. Sie mußte gar nicht, warum alle diese Menschen, die doch eben noch ihr Leben verlangt hatten, ihr nun auf einmal zjubelten.

# Das Paradoxe und das Wunderbare.

Von Prof. Ernst Mach.

Die Körper unserer Umgebung sind nicht nur sichtbar, sondern auch greifbar und in der Regel auch unsern übrigen Sinnen wahrnehmbar. Wir fühlen sie beim Betasten heiß, warm, kühl oder kalt; wir hören sie, wenn wir daran stoßen oder klopfen, und zuweilen zeigen sie noch einen gewissen Geruch oder Geschmack. Viele dieser Körper sind starr, d. h. von unveränderlicher oder wenigstens schwer veränderlicher Form und Größe, andere wieder weich und biegsam. Die meisten können von einem Ort zum andern bewegt werden. Wir finden sie dort, wo wir sie gelassen haben, mit allen ihren Eigenschaften wieder vor. Dieser Inbegriff der Körper mit ihren bekannnten aneinander gebundenen Eigenschaften macht unsere gewohnte, behagliche Umwelt aus, die wir kennen, nach der wir uns einrichten, in der wir uns zurechtfinden. Ihre Kenntnis macht das Leben nicht nur bequem, sondern überhaupt erst möglich. Wäre unsere Umwelt jeden Augenblick eine andere, so könnten wir sie weder kennen lernen, noch benutzen, noch in irgendeiner Weise mit ihr vertraut werden. Die Beständigkeit der Umwelt bedingt auch unsere leibliche und geistige Beständigkeit. Eine bedeutende Veränderung in unserer Umwelt, z. B. nur ein Wärmegrad, der alles Wasser dauernd zu Eis machen, oder alles Wasser in Dampf verwandeln würde, das Fehlen oder die starke Verminderung des Sauerstoffs in der Luft, ein großes Uebergewicht der Kohlensäure in der Atmosphäre usw., würde auch unsere Beständigkeit in Frage stellen bezw. aufheben. Kleinere Schwankungen der Umgebung, etwa den Wechsel von Sommer und Winter, lernen wir durch unser Verhalten ausgleichen; wir lernen die Umwelt in einem weitem Spielraum kennen und beherrschen durch Vergleichung auch geistig die Bedingungen des Bestehens.

Für uns Menschen ist nicht nur ein gewisser Grad von Beständigkeit notwendig, sondern auch ein Grad von Veränderung förderlich. Ein Knabe, der mit einer Weinsflasche spielt, hat den Eindruck eines Körpers von recht unveränderlicher Größe und Form. Versenkt er aber etwa die Flasche zur Kühlung in Wasser, so scheint sie sich zu verkürzen. Diese Erfahrung macht ihn stutzig und auf Nehliches aufmerksam. Er merkt auch, daß ein klarer Bach weit weniger tief erscheint, als er sich bei dem Versuch, durchzuwaten oder beim Sondieren mit einem Stab erweist. Bei dem Versuch, einen Fisch im Wasser zu treffen, muß er mit der Pike oder mit der Gabel tiefer zielen, als der Fisch zu sehen scheint. So findet der Knabe sich zunächst praktisch mit den Variationen der Umstände seiner Umgebung ab. Auf den reiferen Menschen wirken nun derlei Erlebnisse als Paradoxien (auffallende Sonderbarheiten), die das Denken nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Er wundert sich, daß er gewöhnlich die Objekte in der Scherichtung, d. h. in der Richtung des Lichtstrahls trifft, im Falle der Versenkung der Gegenstände ins Wasser aber nicht. Er bemerkt schließlich die Ablenkung des aus Luft ins Wasser oder umgekehrt übertretenden Strahles und versteht nun beide Fälle, den gewöhnlichen und den ungewöhnlichen, nach derselben Regel, durch die Richtung des ins Auge gelangenden Lichtstrahls. So ergeben sich in unscheinbaren Beobachtungen die Anfänge der Wissenschaft und Technik, die den Menschen intellektuell und praktisch zugleich fördern.

Der Erfahrungskreis des Menschen ist von Haus aus größer, als jener der Tiere, und ist zudem durch die Kultur mächtig gewachsen. Wir sehen voraus, daß greifbare Körper auch sichtbar, sichtbare auch greifbar sein müßten, kurz, daß Körperliches im allgemeinen allen Sinnen zugänglich ist. Doch haben wir Körper kennen gelernt, denen manche sinnliche Merkmale fehlen. Einzelnen Körpern fehlen fast alle sinnlichen Merkmale; diese können nur durch besondere Verankaltungen herbeigeführt werden. So wird die Luft nur durch heftige Bewegung oder durch Einschließen in einen Schlauch tastbar, durch Glücken in einer elektrischen Röhre sichtbar. Der Mensch kennt auch als Kulturprodukt das Glas, durch das er zwar hindurch sehen, durch das er aber nicht hindurch greifen kann. Ein solches Kulturprodukt ist auch das Feuer, um nur das wichtigste und auffallendste zu nennen. Wenn selbst der Mensch zum erstenmal einem Ding gegenübertritt, das nur einem Sinn zugänglich ist, wie das Bild im Planspiegel, oder noch mehr das reelle Bild im Hohlspiegel, das nur sichtbar, aber nicht greifbar ist, so bedingt dies einen ganz ungewöhnlichen, wunderbaren, erschütternden, ja geisteserhabenen Eindruck. Besonders stark können wir diesen bei Kindern der Wildnis beobachten, aber auch bei Tieren mit ausgebildetem Gesichtssinn, bei Vögeln, Katzen, Affen. Diese Tiere wollen erst durch das Glas hindurch, suchen dann hinter dem Spiegel nach dem vermeintlichen Gefährten, verlieren aber meist bald das Interesse, wenn sie diesen nicht finden. Nur der Affe staunt noch ein Weilchen über diesen Fall. Der „Müßige Affe“, der Mensch, fängt aber gerade hier erst an nachzudenken. Hunde, deren Hauptorakel die Nase ist, verhalten sich gegen dieses Wunder meist gleichgültig.

Da nun selbst der Mensch gegen Objekte, wie das Glas und das Feuer, wenn sie ihm noch unbekannt wären, einfach annehmen würde, so dürfen wir uns nicht wundern, daß Tiere, besonders

solche von niederer Organisation, diesen Dingen ganz rasklos gegenüberstehen. Verirrt sich ein Vögelchen durch ein offenes Fenster in unsere Wohnung, so fliegt es leicht einigemal ungeschickt gegen die Glasscheiben des geschlossenen Fensters an. Es meint, wo es durchsehen kann, müßte es auch durchfliegen können. Durch wiederholten Versuch lernen die Stubenvögel das Glas kennen. Viel schlimmer sind die Fliegen, Bienen, Wespen, Falter daran. Die sind durch keine Erfahrung zu belehren; sie summen und flattern sich an einer Fensterscheibe zu Tode. Ja der Mensch, wenn er die Vorsehung spielen und sie aus einer so kritischen Lage befreien will, hat oft eine recht harte Arbeit mit ihnen; er muß sie einfach fangen und zum geöffneten Fenster hinauswerfen, wenn er nicht an einem späteren Tage die verdorrte, getrocknete Leiche am von der Sonne beschienenen Fenster finden will. Nur die Stubenfliege, die vertraute Genosin des Menschen, kennt ein wenig das Glas und benimmt sich etwas klüger. Sie fliegt auch nur ganz ausnahmsweise in die Flamme, während unsere Lampenflammen an Sommerabenden das Grab unzähliger Falter und anderer geflügelter Insekten werden. Ebenso führen die Leuchtärme den Untergang zahlreicher Vögel herbei, die sich an ihnen zu Tode stoßen. Die Insekten und Vögel haben eben den Lebensinstinkt erworben, nach dem Dichten und Farbigen zu fliegen; das Feuer ist aber ein zu seltenes Naturobjekt, als daß es in deren Lebensgewohnheiten einbezogen werden könnte. Man hat gelegentlich auch an den Mond gedacht und gefragt, warum die Falter nicht nach dem Monde fliegen? Einfach darum, weil sie dies nicht leisten können. Ins Mondlicht fliegen sie schon. Denn, wenn etwa ein Wasserfall im Mondlicht glänzt, stürzen sich ganze Scharen von Faltern in dieses Ziel, das ihnen erreichbar ist und finden dort oft ihren Untergang.

Die leibliche und seelische Natur des Menschen und der Tiere ist wesentlich dieselbe. Was den Menschen einer größeren Aenderung der Umwelt gegenüber widerstandsfähiger macht, ist sein stärkeres Gedächtnis, seine lebhaftere vergleichende und ordnende Erinnerung der Erlebnisse. Aus dem beständigen Anteil der Umwelt schöpft er, wie das Tier, die substantielle (wesenhafte) Auffassung dieser Umwelt. Jede Störung dieser gewohnten Auffassung empfindet er ebenfalls zunächst als eine Unruhe. Ein Kind spielt mit einem Wasserstoffballon; dieser hat durch einen zufälligen Nadelstich eine kleine Lücke erhalten; er steigt noch auf, fällt aber alsbald, zu einem kleinen, unscheinbaren Ding geschrumpft, herab. Das Kind wendet suchend den Blick nach allen Seiten, um das große Ding zu finden, das eben noch da war und dessen plötzliches Verschwinden es nicht fassen kann. Es verhält sich ebenso, wie der Hund, von dem *Romanez* erzählt, der durch das Plagen großer Seifenblasen befreit war. Ein einen Knochen benagender Hund zog sich scheinbar zurück, als dem Knochen durch einen unsichtbaren Faden eine anscheinend selbständige Bewegung beigebracht wurde. Durch geschickte Zerrführung der hartnäckig substantiellen Auffassung der Umwelt erzielt der Kaschenspieler seine schönsten Erfolge.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

Der Rauener Telefunkenurm. Fremden und Bewunderung mag am Sonntagabend bei den Telegraphisten der fern auf dem Weltmeere schwimmenden Ozeandampfer geberrschert haben, als plötzlich jede Verständigung mit Rauen, der größten radiotelegraphischen Station der Welt, ein Ende hatte. Sie konnten nicht wissen und sie wissen vielleicht heute noch nicht, daß der Sturmwind den himmelragenden Turm gefällt und der Verständigung aus dem Herzen Deutschlands bis in die Weiten des Weltmeeres für längere Zeit ein Ziel gesetzt hat. Erst zu Ende des Vorjahres hatte man dieses riesige Bauwerk um das Doppelte seiner Länge, bis auf 200 Meter, erhöht; es scheint aber, daß das Ungetüm aus Stahlgerippe mit seiner gigantischen Länge dem gemaltigen Druck des Frühjahrssturmes gegenüber doch nicht widerstandsfähig genug konstruiert war. Nun liegen die Einzelglieder des genial erdachten technischen Hilfsmittels zerstückelt am Boden, zwischen ihnen ein unentwirrbares Durcheinander von Drähten, die dazu bestimmt waren, die im Telegraphistenhaufe gegebenen elektrischen Wellen in die Weite des Weltalls auszusenden und gleichzeitig die aus der Ferne kommenden drahtlosen Nachrichten aufzunehmen.

Es wird geraume Zeit dauern, bis für den umgestürzten Turm ein Ersatz geschaffen ist; denn man wird nach den Erfahrungen, die man leider hat machen müssen, gewiß für eine solidere Konstruktion und eine feste Verankerung Sorge tragen. Was der Rauener Station ihre erstaunliche Aktionsfähigkeit gab, die sie befähigte, quer über Europa, des Mittelmeer und Nordafrika hinweg, über drei hohe Gebirge hinweg, darunter über die Alpen, mit Kamerun in direkte Verbindung zu treten, das war besonders die große Ausdehnung ihres Netzes von Sendedrähten. Denn die sogenannte Telegraphie ohne Draht hängt doch zum Teil noch von Drahtleitungen ab. Freilich nicht von solchen im landläufigen Sinne.

Der elektrische Funke sendet bekanntlich Wellen nach allen Richtungen aus. Aber diese Wellen haben nur eine verhältnismäßig geringe Wanderfähigkeit, wenn sie ausschließlich von dem räumlich sehr kleinen Funkengebilde, das die elektrischen Wellen hervorruft, ausstrahlen. Wenn man an dem Gebeapparat für die Funkenentelegramme einen Draht befestigt und ihn hoch in die Luft führt, so hat dieser Draht die Eigenschaft, ebenfalls elektrische Wellen auszustrahlen. Und löst man den Draht in ein großes, weitgespanntes Netz von Drähten auf, so hat man eine weite Fläche gewonnen, die in ihrer ganzen Ausdehnung elektrische Wellen strahlt. Je höher der Aufhängepunkt dieses Netzes liegt, desto größer wird die Strahlungsfläche und desto weiter der Raum, den die Aethererschwingungen frisch und lebendig durchstreichen können. In Rauen hat man zum erstenmal in Deutschland mit diesen Sendedrähten einen Versuch im ganz Großen gemacht. Man hat ihnen einen Turm von der ungewöhnlichen Höhe von 100 Metern erbaut, und man hat insolge dessen die bereits erwähnte Verständigung auf 8600 Kilometer bis nach Kamerun erzielen können. Die Erhöhung des Turmes auf 200 Meter Höhe sollte die Leistungsfähigkeit der Station gewissermaßen von jeder Entfernung unabhängig machen, und man gab sich der Hoffnung hin, unmittelbar von Berlin nach New York sprechen zu können. Das mit einem sehr beträchtlichen Kostenaufwande errichtete Bauwerk gab der Rauener Station einen bedeutenden Vorrang über alle festländischen Funkenstationen. Das von der Turmspitze allseitig sich dehrende elektrische Netzwerk umfaßte schon zurzeit der früheren, nur 100 Meter betragenden Höhe des Turmes einen Flächenraum von 60 000 Quadratmeter.

Staunenswürdig erscheint dem Beschauer das geheimnisvolle Werk der Telefunkenleute. Im Stationshaufe, neben dem der schlanke Turm riesenhaft gen Himmel stieg, und neben dem er gewiß recht bald wieder zu seiner alten Höhe emporwachsen wird, befinden sich auf einem kleinen Tisch einige Apparate, darunter ein Morseapparat. Will der Telegraphist sehen, ob etwa irgendwo auf der Erde telegraphiert wird, so dreht er einen von der Decke herabhängenden Hebel, womit er die Turmdrähte von den Gebeapparaten, die die Depeschen aussenden, abschaltet und sie als Aufnehmer für die durch den Wellenraum sich bewegenden elektrischen Wellen für die Empfangsapparate der Station wirksam macht. Oft dauert es nur wenige Sekunden, während der der Telegraphist an den Hebeln dreht, bis der Morseapparat zu klappern beginnt, ganz scharfe und deutliche Schläge. Der ablaufende Papierstreifen zeigt in der Punkt- und Strichschrift Nachrichten von irgendeinem in weiter Ferne auf dem Atlantischen Ozean seinen Kurs nehmenden Dampfer, oft deutsche, oft englische Meldungen. Mehrere Tagereisen, viele Tausend Seemeilen mag das Schiff enifernt sein; aber was in seiner Telegraphenkabine der Schiffstelegraphist über die Spitze des Mastbaums in den Aether sendet, das äußert sich im gleichen Moment auf der Telefunkenstation des kleinen märkischen Städtchens mit größter Deutlichkeit. Wunderbare Erfindung des Menschengeistes, die derart Raum und Zeit mit absoluter Souveränität zu überwinden versteht!

## Aus der Vorzeit.

Ein vorgehichtlicher Wald. Wie bedeutende Umwälzungen am Meeresstrande durch starke Stürme hervorgerufen werden, beweist eine überraschende Entdeckung, die an einer gewiß gut bekannten Küste gemacht worden ist. Am St. Georgskanal liegt im südwestlichen Wales der Ort Freshwater, und hier trat Ende März eine ungewöhnlich hohe Springflut in Verbindung mit einem heftigen Sturm auf. Dadurch erfolgten große Umlagerungen von Sand- und Schlammassen, und insolge dessen kamen die Reste eines uralten Waldes zum Vorschein, von dem bisher niemand gewußt hatte. Ohne Zweifel gehört er bereits der vorgehichtlichen Zeit an, denn die erhalten gebliebenen Baumstümpfe, die noch mit ihren Wurzeln in dem schwärzlichen Sandstein feststehen, waren bereits über einen Fuß hoch in eine Lössschicht gebettet. Später ist dann das Ganze vom Meer bedeckt und durch die Brandungswellen und Strömungen mit Sand und Schlamm beschüttet worden. Da auch in den Ueberlieferungen nirgend von einem Wald an diesem Teil der englischen Küste die Rede ist, so ist anzunehmen, daß er bereits untergegangen war, ehe das Menschengeschlecht in die Zeit der eigentlichen Geschichte eintrat. Leider sind bisher keine Reste gefunden worden, die auf die Tätigkeit des Menschen an diesem Platz deuten können, aber nach der vorläufigen Untersuchung wird das Alter dieser Ablagerungen mit ziemlicher Sicherheit auf die jüngere Steinzeit verlegt, die an anderen Stellen der englischen Küste nachgewiesen worden ist. Danach ist es erstaunlich, daß das Holz der Baumstümpfe sich noch so gut erhalten hat. An einigen Stellen freilich macht es einen verkohlten Eindruck, war an andern aber nur wenig gedunkelt, auch noch ganz hart und biegsam. Die meisten Stämme zeigen eine feste Kruste von Sandstein, der vielleicht zu ihrem Schutz beigetragen hat. In einer der sandigen Deckflächen, die zum Teil einen großen Gehalt an Eisenles aufweist, ist ein gewaltiger Knochen von 4 Fuß Länge und 20 Zentimeter Dike in gutem Erhaltungszustand aufgefunden worden. Er stammt wahrscheinlich von dem Schädel eines Wals, der hier nebst bedeutenden Massen von Treibholz im Sand begraben wurde. Solche versunkenen Wälder sind übrigens auch an den norddeutschen Küsten bekannt.